

Glauben im Gleisdreieck ?

Christliches Leben in einer säkularen Gesellschaft

■ Die konfessionelle Lage in den neuen Bundesländern hat der Religionssoziologe Ehrhart Neubert treffend einen „Supergau der Kirche“ genannt: In nicht ganz zwei Generationen erfolgte in Ostdeutschland ein durchschnittlicher Rückgang der Christen von 94% (1946) auf unter 30% und etwa eine Verzehnfachung der Konfessionslosen von knapp 6% (1946) auf zwei Drittel der Bevölkerung. Dabei handelt es sich um Durchschnittswerte, die durch einige volkscirchliche Gebiete und durch die ältere Generation stabilisiert werden. In Satellitenstädten wie Berlin-Marzahn sind Christen beider Konfessionen inzwischen Minderheiten, die sich statistisch gesehen im Bereich von Sekten bewegen. Diese Situation hat vielleicht Parallelen in Teilen Tschechiens (besonders Böhmen) und in Estland. Ihre Einmaligkeit zeigt sich aber schon im Vergleich zu den alten Bundesländern (ca. 73% Christen), ganz deutlich natürlich, wenn man in das Nachbarland Polen schaut, und noch mehr, sobald der Blick über Mittel- und Westeuropa hinausgeht und auch andere Religionen einbezieht.

Entkirchlichung in den neuen Bundesländern ist nämlich zugleich Areligiosität. Schlagwortartig kann man von einem emanzipierten Religionspluralismus im Westen und einem areligiösen Milieu im Osten sprechen: Distanz zur Kirche und ihrer Botschaft sind zumeist kein bewusst vollzogener Akt, sondern Folge der fraglosen Beheimatung in der Umwelt und dadurch gekennzeichnet, dass weltanschauliche Fragen überwiegend nicht als Gegenstand existentieller Auseinandersetzung und persönlicher Entscheidung gelten. Von „Kirche“ und „Religion“ wissen

die meisten nur, was sie durch die Medien und zu DDR-Zeiten in der Schule erfahren haben. Die neuen Bundesländer mit ihrem „Volksatheismus“ sind so areligiös, wie Bayern katholisch ist.

Die Ursachen für diese besondere Situation sind vielfältig und nicht leicht zu entwirren. Ursachen sind das gegenwärtige Ringen um die eigene ostdeutsche Identität (Areligiosität als Unterscheidungsmerkmal: So sind wir und so wollen wir bleiben), das vormalige propagandistische Trommelfeuer der marxistisch-leninistischen Ideologen mit oft handgreiflichen Konsequenzen für Andersdenkende, dann die Entwurzelung vieler Menschen im Zuge einer hektischen Industrialisierung des mitteleuropäischen Raumes Ende des 19. Jahrhunderts mit all ihren bis heute weiterwirkenden Modernisierungsfolgen, ferner Einbrüche in der Kirchenmitgliedschaft der evangelischen Kirchen am Ende des Ersten und während des Zweiten Weltkrieges sowie – man muss wohl so weit zurückgehen – die frühmittelalterlichen Zwangsmissionierungen mit ihrer oft unseligen Verbindung von Thron und Altar oder die Religionskriege im Zuge der Reformation, welche die Menschen zutiefst verunsicherten.

Für alle Christen stellt diese Sachlage eine enorme Herausforderung dar. Lebendiges Christentum muss missionarisch sein, d.h. „auf Sendung“ gehen, sich zwischenmenschlich und gesellschaftlich engagieren und auf diese Weise versuchen, die Botschaft von der Existenz eines menschenfreundlichen Gottes unter die Leute zu bringen. Es geht also bei „Mission“ in erster Linie weder um Mitgliederwerbung noch um Machtkalküle!

Nun ist aber diese Kirche in ihrer 2000jährigen Geschichte noch nie auf ein areligiöses Milieu getroffen, sondern immer auf schon vorhandene Religiosität, an der sie mit ihrer Botschaft „andocken“ konnte. Diese neue ostdeutsche Konstellation führt bei vielen Theologen und Religionswissenschaftlern zu der Meinung, es gäbe überhaupt keine areligiösen Menschen, denn „irgendwas glaubt ja schließlich jeder“. Das ist eine zwar gut gemeinte, aber wohl verzerrte Interpretation, die dem jeweiligen Gegenüber und seinen nichtreligiösen Lebensoptionen kaum gerecht werden dürfte und zuweilen auf Fehlschlüssen beruht. Freilich gibt es auf christlicher Seite auch viel Aggressivität und Resignation. So wird der kulturelle und moralische Untergang des so genannten christlichen Abendlandes prognostiziert, obwohl sich zeigen lässt, dass Religion und Moral weniger zusammenzuhängen scheinen als zumeist angenommen. Trotzdem sind diese Reaktionen verständlich, denn trotz der fortschreitenden Auflösung traditioneller Milieus ist der Druck einer areligiösen Umgebung auf diejenigen, die ihr Christentum ernst nehmen, nicht zu unterschätzen: Viele haben schon Mühe, das für sie Wertvolle zunächst einmal an die eigenen Kinder weiterzugeben.

Ein zurückgezogenes gemütliches Gemeindeleben nach Art eines Schrebergartens im Gleisdreieck ist jedoch nicht die Kirche Jesu Christi. Aus dieser Perspektive betrachtet hat die Situation auch ihren Charme: In den alten Bundesländern gibt es oft eine aggressive Haltung gegen alles, was nur entfernt mit Kirche zu tun hat. In Ostdeutschland ist diese Grundeinstellung eher selten (zumindest

bei den Jüngeren) anzutreffen. Stattdessen findet sich hier oft eine vorsichtige Neugier und auch eine erstaunliche Offenheit der Kirche gegenüber. Wo bisher keine religiösen Vorstellungen sind, müssen offenbar weniger „Gottesvergiftungen“ und andere ekklesiogene Neurosen verarbeitet werden. Die Christen werden außerdem rasch auf ihre „Kernkompetenz“ zurückgeführt: „Wie kommst Du dazu, an einen Gott zu glauben? Was würde euch fehlen, wenn ihr wie wir keine Christen wäret?“

Interne Kirchenquerelen sind dagegen zumeist uninteressant und für viele Außenstehende auch nicht nachvollziehbar. Christen müssen folglich ihre Sprachlosigkeit zu überwin-



den suchen (wie rede ich über meine innersten Erfahrungen?) und sich um eine verständliche Vermittlung von etwas bemühen, das letztlich unaussagbar bleibt. Formen dafür sind Rituale und Liturgien (z. B. die Friedensgebete der „Wende“-Zeit), soziales Engagement aber auch der sinnvolle Einsatz moderner Medien. Dabei sollen die „anderen“ nicht irgendwie „zurückgeholt“ werden. Vielmehr müsste ein gemeinsam begehbare Weg entstehen, selbst wenn kein Ziel sicher auszumachen ist. Also wären wechselseitig der Kontakt zur anderen Seite und das intensive Miteinander auf allen möglichen Ebenen zu suchen, um sich gegenseitig (!) weiterzubringen und das jeweils eigene Profil zu schärfen. Viele nichtreligiöse Menschen kommen erst durch den Kontakt mit religiösen auf bestimmte Lebensfragen - ohne Zweifel eine Horzontenerweiterung.

In diese Richtung weist auch die Forderung von Jürgen Habermas nach einer besseren post-säkularen Kommunikation zwischen den „Säkularen“ und den „Religiösen“ in seiner inzwischen berühmten Friedenspreis-Rede von 2001. Hier dürften die Christen nun wieder etwas trittfester sein: Es handelt sich nämlich um ähnliche Problemlagen, wie sie das Verhältnis der verschiedenen christlichen Konfessionen untereinander („Ökumene“) und zu anderen Religionen („interreligiöser Dialog“) prägen.

Prof. Dr. Eberhard Tiefensee, Erfurt